



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Wassernoth der Weichselmarschländer in Westpreußen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

theile ab, welche die Ausübung eines Mandats und der Posten eines Procurators boten und er entschied sich für die Bewahrung dieses Postens.

Das klerikale Ministerium vom 30. März stößt daher, wie ich im Anfange dieser Skizze gesagt, dem Lande nur Gefühle der Repulsion, sowol durch seine Zusammensetzung, wie durch seinen politischen Charakter und seinen Ursprung ein. Seine Uebernahme der Geschäfte bietet jedoch aus zwei Gesichtspunkten eine Genugthuung. Sie läßt als erstes Resultat die parlamentarische Regierung wieder in ihren regelmäßigen und normalen Gang dadurch eintreten, daß die Macht ein Princip repräsentirt; sie macht aller Zweideutigkeit ein Ende, dieser Confusion der Dinge und Menschen, welche das belgische Parlament in ein wahres Babel verwandelt hatte. Als zweites Resultat wird sie die liberale Partei aus ihrer Erstarrung wecken, derselben ihre alte Kraft, ihre alte Energie und vielleicht auch, was das Wünschenswertheste wäre, ihre alte Einigkeit wiedergeben. H. T.

### Die Wassernoth der Weichselmarschländer in Westpreußen.

Die Zeitungen sind noch voll von dem Unglücke, welches die Bewohner der Weichselniederung erlitten haben. Es scheint uns für die Sache der Unglücklichen in hohem Grade ersprießlich, wenn in diesem entscheidenden Augenblicke die Presse einem alten Vorurtheile entgegenarbeitet, das, noch aus den Zeiten eines mangelhaften Verkehrs stammend, in der Menge fest sitzt und so manche wohlthätige Hand an der Hilfeleistung der Verunglückten verhindern könnte. Das größere Publicum Deutschlands theilt nämlich die Ansicht, daß die Niederungen in Ost- und Westpreußen nur von einem durchweg reichen Bauernstande bewohnt und zweitens von derlei Ueberschwemmungen in regelmäßigen Zwischenräumen heimgesucht würden. Man glaubt daher allgemein, daß ein solches Unglück für die Betheiligten leichter zu verschmerzen sei, als in anderen Gegenden, ja, daß die Betroffenen selbst gewissermaßen mit solchen elementaren Begegnissen vertrauter und dagegen abgehärteter seien. Da nun aber für Zwecke der Wohlthätigkeit möglichst Viele gewonnen werden müssen, möchte es vom besten Erfolge sein, die Lage jener Gegenden und ihre Bewohner specieller und streng wahrheitsgemäß zu charakterisiren und dadurch die Presse in Stand zu setzen, ihrerseits eine ernste Pflicht zu erfüllen. \*)

Unter „Werdern“ versteht man in Preußen solche Landesstrecken, die den Strömen durch Abdämmung abgewonnen wurden; insbesondere bezeichnet man

\*) Ich beziehe mich hierbei mit auf eine Aufforderung in der Königsberger Zeitung, in der Beilage zu Nr. 86.



Menno Simonis, Mennoniten genannt. Sie kamen meistens aus Nordholland, wo sie den Druck, dem sie ihrer religiösen Ueberzeugung wegen unterworfen waren, nicht länger ertragen mochten und im polnischen Preußen damals ein anderes Vaterland suchten. Ihre Namen: Dyt, von Niesen, Cornelius, Sudermann, Regier, Glaaßen, Janson u. s. w. bekunden noch ihre Abkunft von dort.

Die ersten deutschen Ansiedler hatten sich in geschlossenen Dörfern angebaut, die Feldmark in drei Felder und ihre Ackerstücke nach deutscher Art in bandförmige Streifen getheilt und letztere nach dem System der Dreifelderwirthschaft benutzt. Bei jedem Dorfe befanden sich aber noch an den Grenzen weite uncultivirte Strecken. Auch lag der niedrigste Theil der Werder nach dem Haffe zu und am Ausflusse der Weichsel und Rogat noch in einem sumpfähnlichen Zustande. Diese Landstücke erwarben die eingewanderten Mennoniten. Da diese aber ein dörfliches Zusammenleben nicht kannten, ja sogar hassten, so bauten sie, ein jeder abgesondert für sich, einzelne Höfe auf. Diejenigen von ihnen, welche mehr Neigung zum Ackerbau hatten, erstanden jene Außenländereien an und um den Dörfern der Deutschen und es entstanden die hier sogenannten Feldhöfe an den Grenzen der Feldmarken geschlossener Dörfer. Diejenigen Mennoniten aber, und dies war die Mehrzahl, welche sich die Viehzucht zum Erwerbzweig erwählt hatten, zogen in die niedrigste Werdergegend, die mit den saftigen Triften ihres fernen Unterlandes sovieler Ähnlichkeit hatte; sie entwässerten den Boden und legten die unzähligen Wind-, Roß- und Schöpfmühlen an, welche jener Gegend einen echt holländischen Anstrich gaben und die das angesammelte Schnee- und Regenwasser von den niedrigen Wiesen in die höherliegenden Kanäle hinauftreiben müssen.

Vorzüglich bietet das Marienburger Werder dem Reisenden einen ebenso neuen als reizenden Anblick dar. Von den Zinnen der Hochburg aus gesehen breitet dasselbe sich wie ein unabsehbarer Lustgarten vor den Augen des Beschauers heiter lachend aus. Wie wenige in Deutschland kennen diese an Leppigkeit und Segen mit dem Nildelta wetteifernde Landschaft, wo die Quadratruthe Landes Goldes Werth hat. Im goldenen Fruchtfranze üppiger Getreidefelder, mit dem saftigen Grün hochhalmiger Wiesen geschmückt, wo das weidende Rind bis an die Brust im duftenden Klee wädet, mit schnurgeraden Doppelreihen krausköpfiger Weiden geziert, welche die gesellig verbindende Landstraße von Dorf zu Dorf leiten, und gekrönt mit einer Menge ehrwürdiger Kirchtürme, die aus umbuschten prangenden Dörfern zum Himmel emporweisen, — so fesselt es den Blick des aus der Ferne kommenden Beschauers. Hier schmiegt sich die gepflasterte Kunststraße, die von der Marienburg zum nordischen Venedig hinführt, mit fruchtbeladenen Obstbaumreihen, wie ein grüngerändertes Band durch die Ebene; dort blicken ein-

zelne Höfe mit ihren rothen Ziegeldächern und farbigen Giebeln aus den umgebenden Saatzfeldern und Blüthengärten freundlich einladend hervor; nirgend wehrt ein Hügel, nirgend eine Waldung dem Blicke den vollen Reiz der üppigen Gegend; nur als Einfassung des offenen Gemäldes erheben sich von der einen Seite die fürstlichen Mauern und Thürme der Marienburg und weiterhin die waldigen Uferhöhen des Nogatstromes, auf der anderen Seite die blaudämmernden Hügel der Danziger Höhe, die in Dirschhaus Thürmen ihren Schlusspunkt findet.

Doch weniger lachend ist der Anblick, wenn man die Werder selbst durchwandert. Dann gewähren sie trotz ihres Reichthums in der Vegetation nur das Bild einer ermüdend großen Einförmigkeit. Zwischen abgestuften Weiden auf einer der vielfach sich kreuzenden Landstraßen wandernd klagt der ermattete Wanderer über Mangel an Schatten und sieht sich vergebens nach einem gastlich erquickenden Laubbache um. Dabei ermüdet das Auge durch den Anblick eines ewigen Einerlei. Ein Dorf steht dem andern zum Verwechseln ähnlich. Das ganze Land ist durch Gräben wie in Tafeln getheilt, und zwischen diesen führen die mit Weiden bepflanzen Wege, welche einander so ähnlich sehen, daß nur ein des Landes Kundiger vor dem Verirren sicher ist. Wer eine Meile weit gefahren, kennt das ganze Werder. Der üppige Boden besteht durchweg aus einer überaus fetten lehmigen Erde, hier Pech geheißten, ein Product der Ueberschlickung durch die Weichsel und sie kann dem Reisenden überaus fatal werden: denn schon bei geringem Regen wird der Boden schlüpfrig wie Eise; regnet es aber stärker, so werden sämtliche Landstraßen und Fußsteige total unpassirbar; man kann dann kaum von einem Hause zum andern, ohne zu versinken; denn da es auf dem ganzen Werderdelta keinen Stein gibt, es sei denn ein hergebrachter, so ist von Steinpflaster fast nirgend die Rede, selbst in den Dörfern nicht.

Aus eben dem Grunde hat auch selten eine Chaussee dem Staate soviel Geld gekostet, als die durch das Werder von Danzig bis Elbing.

Die Fruchtbarkeit der Werder ist unglaublich. Der Boden gibt die Ausfaat oft funfzehnfach zurück. Der Hauptanbau geschieht in Weizen, Raps und Gerste. Jede wilde Pflanze nimmt hier einen andern Charakter an und oft erkennt man an den Wegen und Gräben die Pflanzen gar nicht wieder, welche man kurz zuvor auf der Höhe gesehen hat. Auch sind die Wiesen von so excellenter Güte, daß eine weidende Kuh nicht selten 28—30 Quart Milch gibt, die aber freilich nicht so schwachast ist, als die von Gebirgshöhen.

Dieser fettlehmige Boden erschwert aber den Landbau nicht wenig. Es gehört ein starkes Gespann und ein tüchtiger Pflug dazu, um ihn gehörig zu bearbeiten. Auch gehört viel Aufmerksamkeit dazu, die rechte Zeit zur Beackerung zu treffen, weil der Boden bei feuchter Witterung leicht morastig wird,

so daß die Pferde stecken bleiben, bei trockenem Wetter aber sich leicht so verhärtet, daß der Pflug nicht einzudringen vermag. Unter der fetten Ackerkrume findet man durchweg dürrer Seesand. Wo die Decke des ergiebigen Thones zu dünn ist, da erscheinen die sogenannten Schrindstellen, welche man in Getreidefeldern leicht erkennt.

Man findet hier nirgend ein großes Areal in einer Hand vereinigt. Es gibt nur Grundstücke, aber keine Rittergüter; nur Höfe, nicht Latifundier; und doch möchte, was Besitz und Einkommen anbetrifft, so mancher anspruchsvolle Rittergutsbesitzer gewiß gern mit einem Niederunger Bauer tauschen. Gewöhnlich gehören nur 4—5 Hufen zu einer Wirthschaft. Dagegen fehlen Torfstiche und Waldungen ganz. Ebendeshalb ist das Brennmaterial, sowie Kalk und Steine hier überaus theuer. Man benutzt zur Feuerung das dickhalmige Stroh des Getreides, welches daher hier auch mit der Sichel geschnitten und nicht mit der Sense abgemäht wird; ferner Schilf und Rohr und den getrockneten Kuhdünger, dessen der fette Boden weniger bedarf.

Schwer, wie der Boden, und schwerfällig wie das Gras und Getreide dieses Marschlandes, das seine dicken Halme hier kaum aufrecht zu halten weiß, sondern sich lagern muß, ist auch der Mensch. Der Werderaner hat viel Aehnlichkeit mit dem Holländer; wie dieser ist auch er starkknochig, breitschulterig, von gedrungenem festen Körper und blühender Gesichtsfarbe. Seine blauen Augen und blonden Haare verrathen den deutschen Ursprung. Dabei aber ist das ganze Wesen desselben, der in seinem ganzen Leben keinen Berg bestiegen, ja nicht einmal mit besonderer Speculation seinen Acker zu bestellen hat, langsam und bequem, sein ganzes Thun und Treiben charakterisirt ein ruhiger Ernst und Ueberlegung; er ist durch und durch von praktischer Natur; man muß ihn achten, sollte man ihn auch weniger liebenswürdig finden. Den ganzen Tag über geht er, die brennende Pfeife im Munde, langsam umher und dirigirt seine Wirthschaft, welche leicht zu leiten ist, da der Grundbesitz klein und alles darin so betrieben wird, wie schon Vater und Urgroßvater es gehalten haben. Man hört hier nirgend das Commandiren wie auf anderen Wirthschaften, sondern es herrscht eine gewisse Stille und die Wirthschaft geht wie ein aufgezogenes Uhrwerk ihren Gang fort.

Die Sprache des Werderaners ist plattdeutsch, tief und breit, in einzelnen Vocalen höchst unangenehm klingend. Knechte und Tagelöhner sprechen polnisch.

Fett wie der Boden ist aber auch die Nahrung der Werderaner und ihr Haupterforderniß. Der Hochländer trinkt Wasser oder gegornen Trank, der Werderaner Buttermilch. Jener ißt das Schwein gebraten, dieser gekocht, nachdem es tagelang in Sahne gebleicht worden. Selbst die Dienstleute werden gut genährt. Morgens gibts dicke Kartoffelsuppe oder Erbsenbrei und Weiß-

fohl, im Sommer Buttermilch, Mittags viele fette Speisen und Fleisch, Käse und Brot und dazu trinkt man Wachholder Schnaps mit Zucker verdickt, welches Getränk sie „Machandel“ nennen. Zu Liebesspeisen rechnet man dickgequollene Grütze mit Sahne übergossen, Butterreis mit Rosinen, Schweinefleischbrühe, gekochtes Spanferkel mit Pflaumen gefüllt, eingekochten Aal, Lachs, Flundern und Neunaugen, allerlei Wurstarten zusammengethan und mit Rosinen gekocht, Buttermilch mit Kartoffeln und rothen Rüben vermischt, graue Erbsen mit Speck und Zwiebeln, Burgeln, d. h. eine Art von Schmalzkuchen und derlei mehr.

Es ist ein schweres Unternehmen, den Charakter eines Volks zu zeichnen, besonders wenn dasselbe, wie hier, aus Mischstämmen besteht, aus Deutschen, Polen und Nachkommen Hollands, die sich in vielem schroff gegenüberstehen. Ueberdies hat Preußens Cultur später begonnen, als die der meisten übrigen Länder Europas und in den 300 Jahren der polnischen Wirthschaft kam die geistige Bildung der Bewohner dieser Gegend mehr zurück, als vor. Der Wohlstand, in dem der Werderaner lebt, macht ihn zuweilen üppig und übermüthig; doch ist abschließender Stolz keineswegs den Landbewohnern eigen, vielmehr ist der Charakter derselben im Allgemeinen gutmüthig, offen und ehrlich. Den Mennoniten zeichnet größere Verschlossenheit, großer Hang zum Erwerb, Fleiß und Mäßigkeit aus. Mit der untersten Volksclasse, den sogenannten Instleuten, Knechten und Rätthern steht es dagegen noch sehr traurig aus. Unwissenheit, Trunksucht und Unsitlichkeit sind bei ihnen an der Tagesordnung und es bedarf einer Besserung von Grund aus.

Von jeher konnten die Werderaner nicht zu den gewöhnlichen Bauern gerechnet werden, sondern standen hinsichtlich ihrer Vermögensverhältnisse und wol auch ihrer Bildung höher. Auch sind ihre Höfe größer, als die in gewöhnlichen Bauerndörfern; sie nähern sich dem Stande der großen Gutsbesitzer, weshalb sie sich denn auch nicht Bauern, sondern Hofbesitzer nennen. Die schönen, saubern Gebäude, die üppige Vegetation, das herrliche Vieh, die zahllosen Schöpfungsmühlen, — alles gibt den Werdern einen distinguirten Anstrich; — man glaubt sich nach Holland versetzt.

In der Bauart der Gebäude unterscheiden sich die Viehzucht treibenden Mennoniten stark von den Pflug führenden Einwohnern. Doch sind fast alle Gebäude hier aus Holz gebaut, weil solche in Folge eines Dammbrechens nach der Ueberschwemmung leichter austrocknen, wogegen steinerne Gebäude und namentlich aus Lehm und Holz aufgeführte dann ganz zusammenstürzen würden. Jedes Haus hat einen auf Säulen ruhenden Vorbau (Vorlaube genannt), große Wohnstuben, davor zierliche Blumengärten, von Stacketen eingezäunt. Haus und Zäune sind mit Oelfarbe, oft barock genug! angestrichen; auch sind viele Häuser mit einem Balkon verziert. Nur bei den Mennoniten

ruht Haus, Stall und Scheune unter einem Dach. Auf den Höfen der übrigen stehen rechts und links die Ställe, daneben ein Backhaus und Speicher mit Geschirrkammer und Wagenremise darunter oder eine geräumige Scheune. Thorwege, aus Eichenholz gezimmert, bezeichnen den Hofeingang. Die Thüren des Hauses stützen von blanken Messingverzierungen. Die breiten Rauten der Fenster sind aus englischem Glase. Im Innern herrscht eine außerordentliche Reinlichkeit. Der gebielte Fußboden ist glatt und blankgebohnt, die Hausgeräthe theuer, oft prachtvoll. Möbel von Mahagoni sind ganz gewöhnlich und Fortepianos und Wandspiegel von schönster Arbeit. In der Küche erblickt man auf dem Gesimse nur Kupfer- und Zinngeräthe, spiegelblank geschauert; in den Zimmern Geräthe aus Silber und Gold, selbst Thee- und Kaffeekanne aus Silber. Die Sorge fürs Vieh ist ein Hauptstreben des Werderaners. Darum sucht er den Stall unmittelbar an seiner Wohnstube zu haben, so daß er wo möglich trocknen Fußes in denselben treten kann. Die größte Reinlichkeit herrscht auch hier, insbesondre bei den Mennoniten. Jeder Stall gleicht einem Schmuckkästchen. Zum Abführen des Urins sind zierliche Rinnen gezogen. Der Mist wird sogleich durch Luken hinausgeschafft. Der Fußboden ist gekohlt und stets trocken. Ohne Unterstreu stehen die Kühe hier, die Schwänze an Stricken aufgebunden, welche über Rollen laufen, damit sie nicht das Guter sich beschmuzen und täglich werden sie gleich den Pferden gewaschen und gestriegelt. — Die Gehöfte in den niedrigsten Stellen des Werders, wo gar oft durch Rückstau des Wassers Ueberschwemmungen vorkommen, liegen auf künstlich aufgefahrenen Anhöhen, damit sie möglichst wasserfrei bleiben. Alle Ställe, ja selbst Wohnhäuser, sind hier so eingerichtet, daß das Vieh darin mittelst einer schräg angelegten hölzernen Rampe auf den Boden hinaufgetritt werden kann, wenn infolge eines Dammbrechens die Gegend überschwemmt wird.

Am Ende des Dorfes stehen die Hütten (Kathen) der Tagelöhner. Zu jedem Hofe gehören deren sovieler, als zur Bestellung desselben nöthig sind. Um aber die Erntearbeiten bestreiten zu können, ruft der Landmann noch Schnitter aus den benachbarten Kreisen von dem höher gelegenen Terrain herbei, die oft aus großer Ferne herkommen. Es sind meist polnische Leute; jeder von ihnen besucht alljährlich dieselben Höfe.

Höchst schwierig wäre dem Werderaner, bei den schlechten Wegen dieser Marschländereien, die Ausfuhr seiner Feldfrüchte. Er fährt sein Getreide daher auch nur bis zur Weichsel oder Rogat, von wo es zu Wasser nach Elbing oder Danzig geht. Daher kommt der sonderbare Ausdruck, daß die hiesigen Landleute das Verfahren des Getreides zum Verkauf, wenn es auch per Achse geschieht, das „Verschiffen“ desselben nennen.

Nur den Werdern eigenthümlich sind die „Hakenbuden“, deren fast jedes

Dorf eine hat. Es sind Schankhäuser, welche von Krügen sich dadurch unterscheiden, daß sie keinen Gaststall haben und zur Logisaufnahme von Reisenden nicht eingerichtet sind. Sonst aber haben diese Krüge es zu einem hohen Grade von mercantiler Vollkommenheit gebracht; denn sie sind mit mancherlei Gewerbszweigen verbunden, oft noch mit einer Bäckerei und Grüzühle. Hier findet der Dorfbewohner all seine täglichen Bedürfnisse und mehr als dies. Wie Bier, Schnaps und Wein, so sind auch alle Materialwaaren, Leinwand, Wollen- und Seidenzeuge, selbst fertige Kleidungsstücke, Holz, Ackergeräthe und Töpferwaren hier zu haben. Eine solche Allhandlung ist unentbehrlich für das Dorf; insbesondere lebt die dienende Classe ganz von ihr. Auch ist hier der Ort, wo Abends die Nachbarn bei einer Pfeife Tabak und einem Glase „Machandel mit Zucker“ (Wachholder) oder Grog zusammenkommen und schwagen.

Kommen die Werderaner nach der Stadt, so lassen die Deutschen, im Gegensatz zu den Mennoniten, etwas darauf gehen. Ihre Kutscher tragen Livreen und Treppenhüte und wahrhaft luxuriös sind ihre Equipagen mit Rossen bespannt, die manchmal ihresgleichen suchen.

Die Cultur in den Werbern hat sich seit 20 Jahren bedeutend gehoben, obgleich hierin noch mancherlei zu wünschen übrig. So findet sich mit geringer Ausnahme fast überall noch die Ländereibewirthschaftung in alter Eintheilung, in Wintergetreide, Weide, Heuschlag und Brache vor. Durch eine andre Eintheilung könnte der Boden viel größeren Ertrag geben. Am zweckmäßigsten wäre wol die Neunseldertheilung, bei welcher man jedoch mehr Dünger braucht, als hier geschieht und die Einführung der Stallfütterung. Man baut von Getreide natürlich mehr Weizen, wie Roggen und mehr Gerste, als Hafer. Prächtiger gedeihen Klee und Luzerne und der Raps. In der Tiegenhöfchen Gegend wird auch Tabak und Kümmel angebaut. Flachs- und Hanfbau kommt nicht vor und doch wäre der letztere hier sehr wol angebracht. Von Obst wird hauptsächlich die Pflaumenzucht betrieben.

Kostspielig ist die Unterhaltung der Abwässerungen in Werber, nämlich die der zahlreichen Gräben, Kanäle und Brücken, besonders für diejenigen Hofbesitzer, welche sich nur durch Schöpfmühlen von dem Stau- und Schneewasser frei machen können. Eine solche Mühle kostet gegen 2000 Thaler und oft sieht man deren ein Duzend auf einem Flecke arbeiten. Sämmtliche Kanäle bilden ein großes Entwässerungssystem. Genau bestimmt ist, wohin jeder Nachbar das Wasser abzuführen hat und es wird eifrig darauf gehalten, daß niemand einen ihm nicht zugehörigen Graben benutze. Alles Wasser sammelt sich in sogenannten Vorflutgräben, welche es den Hauptkanälen zuführen, in die Motlau, Tiege und den Elbing. In diese Kanäle muß das Wasser der niedriggelegenen Ländereien durch jene Schöpfmühlen getrieben werden.

In älterer Zeit war die Rogat sehr schmal und flach, 4 Ruthen breit und 4 Fuß tief, während auf der Weichsel Seeschiffe bis Thorn hinauffahren konnten. Dies Verhältniß der Wasserströmung wurde noch dadurch ungleicher gemacht, daß die Danziger 1506 heimlich die Montauer Spitze, bei welcher die Weichsel sich in den Arm der Rogat abzweigt, durchstechen ließen, um dadurch mehr Wasser in die Weichsel zu leiten. Dadurch verlor Elbing und Marienburg, welche beide Städte damals zu Polen gehörten und polnische Producte auf der Rogat zugeführt erhielten. Es war daher natürlich, daß sie dem Beginnen der Danziger nicht ruhig zusahen, sondern sich beim Könige von Polen beschwerten. Aber erst 1554, unter König Sigismund August, wurde oberhalb jener Spitze die große Kämpfe durchstoßen, die bisher das Wasser nach der Weichsel zu gedrängt hatte. Durch diese Operation sollte nicht allein den Elbingern geholfen, sondern auch die Gräben der Marienburg mit Wasser gefüllt werden. Dies geschah nun zwar nicht, indes wurde doch durch den stärkern, nach der Rogat zugelenkten Wasserstrom der Sand der Rogat hinweggeschwemmt und ihr Bette erweitert und vertieft, während die Tiefe der Weichsel in demselben Maße abnahm, so daß Danzig schon nach wenigen Jahren nur noch 9 Fuß Seetiefe hatte. Die diesfälligen Beschwerden Danzigs wurden erst 1643 berücksichtigt. Sigismund III. schickte eine Commission zur Untersuchung dorthin, worauf die Vorkehrungen getroffen wurden, daß durch zweckgemäße Vorkehrungen der Weichsel  $\frac{2}{3}$ , der Rogat nur  $\frac{1}{3}$  der Wassermasse zugewiesen werden sollte. Zur Erreichung dieses Zweckes wurde ein starkes Bollwerk vor dem Abfluß der Rogat in die Weichsel hineingebaut, an dessen Spitze man einen geschnitzten Pfahl setzte, der den Namen „Königspfahl“ erhielt. Unter der polnischen Regierung machte die Erhaltung dieses Baues sehr viel Umstände, da erst immer ein Breites im einzelnen verhandelt wurde, wer die Kosten dazu tragen sollte, ob Polen oder Danzig. So verfiel das Bollwerk wieder, bis 1751 durch Versenkung eines großartigen Steinwerkes jene Montauer Spitze neu in Stand gesetzt wurde. Unter preussischer Regierung wurden die Bauten weiter auf Staatskosten ausgeführt. Aber die beabsichtigte Theilung des Wassers ist indessen durch alle jene Bauten nicht erreicht worden, im Gegentheil versandete die Weichsel mehr und mehr, während der Rogatstrom immer breiter, tiefer und reißender wurde. Erst in neuester Zeit hat man dem immer mächtiger werdenden Rogatstrome durch dessen Coupirung bei Montau eine Schranke zu setzen versucht. Die damit verbundene Verstärkung der Dämme hat dem Staate über 6 Millionen gekostet und dennoch ist der Erfolg nur ein geringer zu nennen. Die Dämme sind meistens 25 Fuß hoch und so breit, daß 2 Wagen bequem einander darauf ausweichen können und doch steigt das Wasser dieser beiden Ströme in Folge von Eisstopfungen ganz gewöhnlich bis zur Krone des Dammes und darüber an. Da, wo das Wasser überfließen

will, werden alsdann schnell lange Kasten aufgeschlagen und mit Dünger gefüllt. Wo der Damm gegen den Druck des Wassers zu schwach scheint und zu weichen droht, werden starke Wehrhölzer dagegen gesteiht und wo sich Quellungen oder Durchsickerungen zeigen, wird nachgegraben und solche Stellen schleunigst mit Faschinen und Mist verstopft, auch wol um die schadhafte Strecke ein tüchtiger Fangdamm geschüttet. Die meisten Durchbrüche sind Grundbrüche gewesen, durch Quellungen entstanden.

Weichsel und Rogat frieren, wie alle Ströme in gleicher nördlicher Breite mit Grundeis zu und werden in der Regel erst im April vom Eise frei, nicht auf einmal, sondern allmählig stromabwärts zu. Dieser Umstand macht den Eisgang hier so gefährlich; denn die stromwärts kommenden Eisschollen sammeln sich von dem oberhalb schon aufgethauten Strome, finden den Abfluß unterhalb noch mit Eis bedeckt und die vielen Krümmungen der Ufer erschweren überdies den Eisgang. Die schwimmenden Eisschollen häufen sich, da ihnen noch zu festes Eis entgegensteht, zu Bergen an und stoßen sich bis auf den Grund so fest, daß nur wenig Wasser durch- und abfließen kann und dasselbe infolge Stopfungen hoch anschwillt. Alsdann ist die Gefahr eines Dammbrechens vor der Thüre und die ausgestellten Eiszachen haben ihre größte Thätigkeit zu entwickeln.

So sind denn lange und harte Winter, großer Schneefall, plötzliches Thauwetter, Eisstopfungen, Stürme und Rückstau aus Ostsee und Haff die Hauptursachen der Werderüberschwemmungen. Die Weichsel, die durch Nebenflüsse und Kanäle mit dem schwarzen Meere, mit der Ostsee bei Danzig, mit der Nordsee bei Hamburg, durch den Rogatarm mit dem frischen Haff in Verbindung steht und das östliche Europa vom westlichen scheidet, hat von der Quelle bis zur Ostseemündung eine Länge von 70, in der Stromentwicklung von 140 Meilen, ein Stromgebiet von 3600 □ Meilen. Berücksichtigt man dabei die Menge bedeutender Flüsse, welche sich in diesen Strom ergießen, abgesehen von den unzähligen, sich wiederum in diese ergießenden Bächen und Flüßchen, so wird man schon hieraus einen Begriff von der ungeheuern Wassermenge sich machen können, deren Fluten bei dem überaus starken Gefälle\*) die Marschländer der Weichsel vernichten. Die 24 Niederungen längs der Weichsel, links und rechts, betragen 36 □ Meilen und haben eine Einwohnerzahl von etwa 100,000 Menschen; der Flächeninhalt der eingedämmten Werder ist 38 □ Meilen, im Werthe von 20 Millionen Thalern. Seit den Jahren 1394 bis jetzt haben 72 größte Dammbüche stattgefunden und Millionen verschlungen. Am häufigsten wurde das Marienburger, Elbinger und Danziger Werder davon betroffen; eine der furchtbarsten Ueberschwemmungen

\*) Das Gefälle der Weichsel von Thorn bis Danzig beträgt 136 Fuß.

war die von 1829, wo in Folge von 84 Dammbriichen die ganze Weichselniederung von Thorn bis Danzig und sämmtliche Werder unter Wasser gesetzt wurden und der türkische Strom 6 Wochen lang in grausenhafter Wildniß seine Fluten über Felder und Dörfer entsandte. Und doch übertrifft die diesjährige Ueberschwemmung alle frühern an Größe und Furchtbarkeit, wovon später Ausführlicheres.

Im Danziger und Marienburger Werder ist es noch ein Glück, daß sich das Wasser, sobald der Dammbriuch nur eingefangen und gestopft ist, bald wieder verläuft und so den Bewohnern gestattet, ihre Ländereien von neuem rasch zu bebauen. Anders aber ist es mit den Niederungen des kleinern elbinger Werders, die keine solche Abdachung haben und alles Bruchwasser erst durch Schöpfungsmühlen abmahlen müssen. Der Schaden, den eine solche Durchbruchüberschwemmung verursacht, ist außerordentlich groß: denn außer dem Verluste der Aussaat und den ungeheuern Kosten, welche die Zudämmung erfordert, werden noch die Ländereien, durch welche die Strömung des Durchbruchs geht, hoch mit Sand bedeckt, der jede Bearbeitung unnütz macht, solange er nicht weggeräumt wird. Letzteres geschieht mittelst sogenannter Drehhacken, wodurch der abgelagerte Sand nach unten, der tragbare Boden aber nach oben gebracht wird. Versandet solches „Drehland“ noch einmal, so ist das Land steril geworden für immer.

Die gemeinsame Nothwendigkeit, sich durch die Erhaltung der Deiche gegen die Verheerungen der Weichsel- und Rogatfluten zu sichern, machte bei den Bewohnern dieser Niederungen einen gemeinsamen Willen und gemeinsame Thätigkeit nothwendig. Ein gesundes Urtheil, ruhige Ueberlegung und Erfahrung erscheinen hier wol von selbst als die vorzüglichste Befähigung zur Abwendung drohender Gefahr. Daher findet schon seit alter Zeit in den Werdern das Herkommen statt, daß die Dorfschaften aus ihrer Mitte diejenigen, zu deren gereifter Erfahrung und Biederkeit sie das meiste Zutrauen haben dazu erwählen, um durch kluge Anordnung der nöthigen Dammarbeiten das Land gegen die Gewässer zu vertheidigen. Die also erwählten Männer aber werden vom Staate in Eid und Pflicht genommen und legen vor dem Landrath des Kreises unter freiem Himmel auf dem Damme selbst den Schwur ab, nach bester Kraft und Einsicht die Werder vor Wasserschaden zu beschützen und das Wohl derselben auf jede Weise zu befördern. Ebendarum heißen sie „Deichgeschworene“. Die Ausübung ihrer angelobten Pflicht ist sehr beschwerlich und zur Zeit des Eisgangs mit Lebensgefahr verbunden. Denn ihre Anwesenheit wird grade da erfordert, wo die Gefahr am dringendsten ist und der bedrohte Damm oft schon unter ihren Füßen schwankt. Ihr nächster Vorgesetzter ist der „Deichgräf“, der seine Anweisungen vom Landrath und Deichinspector erhält. Doch nicht bloß in Hinsicht auf die Umdämmung des Wer-

ders, auch in jeder gemeinsamen Angelegenheit des Ganzen ist dieser der Vertreter und Vorsteher des werderischen Gemeindegewesens, ihm steht das Recht zu, Versammlungen auszuscheiden, zu welchen jedes Dorf seine Abgeordneten schicken muß und wobei er den Vorsitz führt. In früheren Zeiten hatte der Deichgräf nebst den Deichgeschworenen, als Deichcollegium sogar richterliches Ansehen, und das Großwerdervogteigericht zu Marienburg mußte in Sachen, die das Werder betrafen, dieselben zu seinen richterlichen Sitzungen einladen, wo sie nicht bloß Sitz, sondern auch Stimme hatten.

In Hinsicht des großen Unglücks, von welchem zur Zeit die Weichsel- und Nogatmarschländer betroffen worden, steht die Thatsache fest, daß die diesmaligen Verheerungen an Umfang selbst die vorjährigen großen Ueberschwemmungen in Schlesien stark übertreffen. Die Uebersflutungen der Weichsel nehmen im Regierungsbezirk Marienwerder eine Fläche von 190,000 Morgen und im Danziger Regierungsbezirk von 280,000 Morgen, zusammen also 470,000 Morgen ein. Dabei liegt ein Theil der Niederungen so tief, daß das Wasser nicht von selbst ablaufen kann, sondern durch Schöpfwerke unter Aufwand großer Kräfte entfernt werden muß. Erst wenn das Wasser abgelaufen sein wird, ist an eine genauere Schätzung des Verlustes an Gebäuden und Vieh, sowie des durch Versandung angerichteten Schadens auf den Ackerflächen zu denken. Jetzt stehen noch alle Niederungen unter Wasser. Die Schäden an den Deichen, an der Chaussee und dem Eisenbahndamm zwischen Danzig, Marienburg und Elbing lassen sich schon eher übersehen und dürften  $1\frac{1}{2}$  Millionen zu veranschlagen sein. An der montauer Spitze sind die Bauwerke, trotz des enormen Eisganges, ziemlich gut erhalten. Der Kanal von Bieckel dort hat seine Schuldigkeit gethan, und an der Nogat sind Deichbrüche durch die neuangelegte Coupirung verhütet worden. Wenn sich bei einem Rückblick auf das hereingebrochene Unglück die Gewißheit herausstellt, daß auch normale Deichbauten der Uebergewalt der Elemente nicht widerstehen, so ist doch ein Trost in der Thatsache zu finden, daß ein so furchtbarer Eisgang seit Menschengedenken nicht in der Weichsel vorgekommen ist, also zu den seltensten Ausnahmen gehört. Schon der ganze Verlauf der Eisbildung war ungünstig. Im November froh die Weichsel zu; dann aber trat zu wiederholten Malen Thauwetter, mit Eisgang verbunden, ein, wobei sich die Eisschollen unterschoben und versetzten. Im Januar bildete sich endlich eine stehende dicke Eisdecke bei hohem Wasserstande. Das Hochwasser, welches am 26. März mit rapider Schnelle aus den Karpathen und Polen ankam, fand daher das Strombett in ungewöhnlicher Weise mit Eis angefüllt. Das Wasser konnte die Eismassen nur langsam fortschieben und stieg infolge dessen, bei starker Eisstopfung unterhalb, in wenig Stunden um 8 Fuß. Bei der nieerreichten Höhe von 30 Fuß Pegel mußten daher die Deiche meist um mehre Fuß überflutet werden.

Dies zur Erklärung eines Unglücks, welches an die Fürsorge der Regierung, an die Standhaftigkeit der betroffenen Bevölkerung und an die Theilnahme des ganzen deutschen Vaterlandes die ernsteste Mahnung richtet.

### Correspondenzen.

**Aus Konstantinopel, 16. April.** — Wie Sie bereits aus directen Nachrichten, die über Barna gegangen — und vielleicht eher wie wir hier — in Erfahrung gebracht haben werden, hat das am 9. April begonnene Bombardement gegen Sebastopol, welches am 11. fort dauerte, bis jetzt keinen entscheidenden Erfolg gehabt. Man darf mit Recht fragen: woran dieser neue Versuch scheiterte? Wenn aus so weiter Entfernung wie die Stambuls von der Krim und ohne Kenntniß der Dertlichkeit und der übrigen Verhältnisse aus eignem Augenschein ein Urtheil (dem am ersteren Orte Weisenden) gestattet ist, so möchte ich sagen: es liegt die Veranlassung des neuen Mißlingens in der immer noch nicht ausreichenden Anzahl von Geschützen, die man diesseits zur Verwendung gebracht. Es ist nicht anzunehmen, daß die russischen Kanoniere bedeutend schlechter wie die französischen und englischen schießen. Wenn indeß ein solcher Unterschied nicht existirt, so kann selbstredend die Hoffnung auf einen siegreichen Ausschlag seitens der Belagerungsartillerie nur dann realisiert werden, wenn dieselbe über eine größere Anzahl von Geschützen als die Vertheidigung zu disponiren hat. Aber leider ist dies letztere nicht nur nicht der Fall, sondern es findet sogar das umgekehrte Verhältniß statt, dergestalt, daß den 400 Geschützen, von denen diesseits das Feuer ausgeht, auf der andern Seite 6—800 antworten. Wenn man bedenkt, wie ungeheuer die Vorräthe von Geschützröhren schwersten Kalibers und den dazu gehörigen Laffeten in den Arsenalen von Woolwich sind, daß dort nach einer nichts weniger als unfundirten Annahme 14,000 Stück Kanonen gelagert sind, so muß man allerdings erstaunen, daß England diese reichen und von denen keines andern Staates erreichten Mittel, die außerdem auf das bequemste zur Hand liegen, um sofort eingeschifft zu werden, nicht auszubeuten verstanden hat, um auf einem Punkte, wo es nicht nur sich um seine militärische Ehre allein, sondern muthmaßlich um seine Stellung gegenüber von Europa handelt — um sich dort inmitten der schwankenden Chancen des Krieges den Erfolg zu sichern. Selbst wenn man die Hilfsmittel, welche Konstantinopel, von andern Arsenalen des türkischen Reiches nicht zu reden, bot, richtig genutzt und richtig zur Verwendung gebracht hätte, würde man eine russische Ueberlegenheit in Hinsicht auf die in den Belagerungskämpfen entscheidende Waffe nicht zu fürchten gehabt haben.

Neben dem großen Fehler, dessen man sich in Hinsicht auf die Saumsal beim Heranschaffen einer ausreichenden Geschützmasse zu Schulden kommen ließ, steht ein anderer, welcher die Wahl der zur Verwendung gebrachten Geschützgattung angeht. In dieser Hinsicht machte ich schon darauf aufmerksam, daß die Verbündeten eine überraschend geringfügige Anzahl von Mörsern zur Stelle schafften.